

Ralph Dutli

## Über Poesie

Poesie ist eine schwer zu zählende, sprunghafte, schamlose Kunst. Wildes Sehen: was sie tut. Anarchische Brille. Sie ist eine nicht mehr zu haltende Assoziationsläuferin, schafft ungehörige Verwandtschaften – und rasch verknüpft sie Dinge, die auf den ersten Blick niemals zusammengehören, auf den dritten aber sehr wohl.

Nachdem sie aufgrund einer tragischen Entscheidungskonstellation 1939 aus ihrem Pariser Exil ins stalinistische Sowjetrußland zurückgekehrt war, geriet Marina Zwetajewa einmal in eine Schriftstellerrunde, in der gefordert wurde, Poeme auf die Herstellung von synthetischem Kautschuk zu verfassen (eine stramm gehätschelte fixe Idee der damaligen Sowjetindustrie). Zwetajewa notierte dazu: »Mir scheint, Kautschuk braucht man nicht in Poemen, sondern in Fabriken. In der Lyrik braucht man nur Dinge, die niemand braucht. Es ist der allerärmste Ort in der ganzen Welt. Und dieser Ort ist heilig.« Doppelte Mut: zur Heiligkeit und zur Nutzlosigkeit, zu den Dingen, die »niemand brauchte«. Wenn dir die Heiligensprechung der Poesie nicht geheuer ist, begnüg dich mit dem andern unheiligen Teil, dem allerärmsten Ort aus Nichts und Kargheit.

Dies nur eine Kostprobe aus dem Band »Nichts als Wunder. Essays über Poesie« von Ralph Dutli. Wie er über die Achmatowa, Jessenin, Majakowski oder Brodsky, aber auch über Villon oder Verlaine schreibt, vermag tatsächlich in glückliche Zustände zu versetzen (Ammann Verlag, 260 S., geb., 22,90 €).

Pawel Sanajew über einen Achtjährigen

## Horror einer Kindheit

Von Karlheinz Kasper

Erzählt wird der Roman aus der Perspektive eines Kindes, des achtjährigen Sascha Saweljew. Er ist gerade in die zweite Klasse gekommen, kann aber höchstens sieben bis zehn Mal im Monat in die Schule gehen, weil er krank ist. Sascha leidet an allen möglichen Allergien und Insuffizienzen, vor allem aber an dem Staphylococcus aureus, gegen den kein Kraut gewachsen zu sein scheint. Seit dem vierten Lebensjahr lebt er bei den Großeltern, um genau zu sein, unter der Fuchtel der Großmutter, die ihrer Tochter Olga vorwirft, sie wäre ein »Flittchen« und hätte den Jungen »gegen einen Giftzwerg und Erbschleicher eingetauscht«. Großmutter ist generell in ihrer Wortwahl nicht sehr zimperlich. Wenn Sascha nicht gehorcht, ist er für sie schnell ein Halunke, Miststück oder Hundesohn. Das Repertoire ihrer Flüche wirkt unerschöpflich. Großmutter fühlt sich benachteiligt, weil ihr Mann sie nie an seinem Leben beteiligt und die Tochter, die »einem Größenwahnsinnigen Alkoholiker nachgelaufen« ist, ihr den kranken Jungen aufgehalst hat.

Eine stressige Situation, die Sascha mächtig zu schaffen macht. Großvater, der um die Siebzig ist, sucht sich herauszuhalten. Er war früher Schauspieler am Moskauer Künstlertheater, gibt ab und zu noch in der Provinz eine Solovorstellung, obwohl er es vorzieht, mit einem Freund zu angeln und so

dem Streit mit seiner nervenden Frau aus dem Weg zu gehen. Die liebt im Grunde den Enkel, läßt auf den sensiblen Jungen nur ihren Frust über das »verpöschelte Leben« und den Zorn auf die Tochter ab. Seine Krankheit sei die Strafe für die Sünden der Mutter, er werde spätestens mit sechzehn Jahren tot sein, droht sie ihm an.

In Saschas Vorstellung gleicht

## Bücherservice

Was Sie auf unseren Buchseiten interessiert, können Sie bequem bestellen. Tel.: 030/2978-1777, Fax: 030/2978-1650 oder E-Mail: [buecherservice@nd-online.de](mailto:buecherservice@nd-online.de)

ND-Shop

das Jenseits dem Müllschlucker in der Küche, ein Niemeher, eine Grenze, hinter der die Existenz der Dinge endet. Er möchte nicht auf dem Friedhof, sondern lieber hinter der Fußleiste in der Wohnung seiner Mutter begraben sein, um sie wenigstens durch eine Ritze immer sehen zu können.

Sanajew versteht es, solche metaphysischen Gedanken aus der Kinderperspektive zu entwickeln. Die Schimpfkanonaden der Großmutter wirken manchmal ziemlich grob und verdecken jene Züge an ihr, die Sympathie verdienen. An einigen Stellen ahnt man, wie der Alltag in der Kommunalka, das Unterdrückungssystem der Stalinzeit, Krieg, Evakuierung und die schweren Nachkriegs-

jahre Charakter und Psyche dieser Frau mitgeprägt haben.

Sascha genießt es, wenn die Großmutter ihn während einer Erkrankung verwöhnt, manchmal nutzt er die Situation sogar schamlos aus. Er leidet immer dann, wenn die Großmutter ihn mit homöopathischen Tropfen und Tabletten vollstopft, in Strumpfhosen, Wollpullover und Flanellhemden zwingt, seine Hefte mit der Rasierklinge »korrigiert« und von Wind und Wetter, Spielkameraden, Karussells und anderen Kinderfreuden fernhält.

Und die Mutter? Sascha sagt einmal, die Großmutter sei sein »Leben«, das »Flittchen« hingegen »ein seltener Feiertag«. Das scheint sich gegen Ende des Romans umzukehren. Die Mutter holt sich mit einem gewagten Handstreich den Sohn zurück. Großmutter stirbt bald darauf, und Sascha wird nicht hinter der Fußleiste begraben.

Pawel Sanajew wurde 1969 in einer Moskauer Schauspielerfamilie geboren. Bereits mit zwölf Jahren übernahm er eine tragende Rolle in einem Kinderfilm. Nach dem Studium an der Filmhochschule arbeitete er als Drehbuchautor, Synchronübersetzer (»Der Herr der Ringe«) und Regisseur (»Letztes Wochenende«, 2005; »Kilometer Null«, 2007). Der Roman »Begrabt mich hinter der Fußleiste«, sein literarisches Debüt, wurde 1996 in der Zeitschrift »Oktjabr« veröffentlicht. Die Buchfassung von 2003, die Sanajew seinem Stiefvater, dem bekannten Schauspieler und Regisseur Rolan Bykow, widmete, löste in Russland lebhaft Diskussionen aus und wurde mit dem Kunstpreis »Triumph« ausgezeichnet.

Pawel Sanajew: *Begrabt mich hinter der Fußleiste. Roman. Aus dem Russischen von Natascha Wodin. Verlag Antje Kunstmann. 240 S., geb., 17,90 €.*

Sabine Adler: »Russenkind«

## Spätes Wiederfinden

Von Sabine Neubert

Auf einem Foto dieser bewegenden Dokumentation sieht man die achtzigjährige Klawdija und ihre Tochter Alla/Dagmar innig vereint. Aus den Augen beider spricht das Glück des späten Wiederfindens. Aber es ist ein kurzes, von den Schatten der Vergangenheit getrübt. Das wird deutlich, wenn man sich mit der Autorin auf die Spurensuche nach den Lebenswegen beider Frauen begibt.

Hinter Klawdija Bulawina-Stebewa, geb. Romenko, liegt ein langes Leben voller Demütigungen, Verluste, Krankheit und harter Arbeit. Anhand der Berichte von Mutter und Tochter, aller auffindbaren Unterlagen und zahlreicher Fotos erzählt die Autorin eine fast unglaubliche, aber wahre Geschichte, wie sie das 20. Jahrhundert unter zwei Diktaturen und deren Folgen geschrieben hat. Es ist die Geschichte einer Trennung, und es ist die seltene Geschichte des Wiederfindens am Lebensende der Mutter.

Dagmar Schmidt wächst wohlbehütet in Bitterfeld auf. Durch einen Zufall hört sie, dass sie ein Adoptivkind ist. 1956 übersiedelt ihre Familie nach Westdeutschland. Aber auch hier verschweigen ihr die Adoptiveltern weiterhin ihre Herkunft. Die für ihre Hochzeit notwendige Geburtsurkunde bestätigt den Verdacht. Ihr Geburtsname ist Alla Steblewa, und sie ist im Dezember 1943 als Kind russischer Eltern geboren worden. Sie

ist ein »Russenkind«. Nach dem Tod der Adoptivmutter beginnt sie mit intensiven Nachforschungen. Noch weiß sie nur, dass sie 1946 adoptiert wurde, ihre leibliche russische Mutter damals Tbc-krank war und verschwand. Die politischen Veränderungen und abenteuerliche Umstände lassen sie nach Jahrzehnten tatsächlich ihre in Belgorod noch lebende Mutter finden.

Die glückliche und schmerzliche Wiederbegegnung bedeutet für Klawdija, ihrer jetzigen Familie das lange gehütete Geheimnis preisgeben zu müssen. Allmählich begreift auch die Tochter, warum ihre Mutter so vieles verschwiegen. Nach Deutschland als Fremdarbeiterin verschleppt, hatte sie schon einen Mann und ein Kind verloren. Der schweren Arbeit in der Dessauer Zuckerraffinerie, die Zyklon B herstellte, entkam sie durch Anstellung in einem Arzthaushalt. Das hatte ein Ende mit der Geburt des Kindes. Man nahm ihr das Mädchen weg. Allein kehrte sie in ein bitteres Arbeitsleben in Russland zurück.

Die Autorin hat beide Lebenswege geschickt ineinander verwoben. In den Mittelpunkt rückt sie die Mutter, deren gedemütigtes Leben nicht Schicksal, sondern von Menschen zugefügtes Leid gewesen ist.

Sabine Adler: *Russenkind. Eine Tochter auf der Suche nach ihrer Mutter. Residenz Verlag. 241 S., zahlreiche Schwarz-Weiß-Fotos, geb., 21,90 €.*

## Für Erwachsene

Von Puschkin bis Sorokin: »Der russische Roman« – eine Literaturgeschichte in 18 Einzelinterpretationen (Hg. v. Bodo Zelinsky, Böhlau, 564 S., geb., 34,90 €).

Schauplatz von Ereignissen, die die Welt erschütterten: »Sankt Petersburg«, herausgegeben von Karl Schlögel, Frithjof Benjamin Schenk und Markus Ackeret – 24 Essays laden ein zu Ausflügen in die Vergangenheit abseits ausgetretener touristischer Pfade (Campus Verlag, 439 S., geb., 29,90 €).

Tolstoi und der Leningrader Bahnhof in Moskau, Thomas Mann und die Stazione Santa Lucia in Venedig, Georges Simenon und der Gare du Nord Paris: Ein literarischer Führer besonderer Art ist der Band »Bahnhöfe« (Hg. v. Lis Künzli, Eichborn Verlag, 191 S., geb., 24,90 €).

## Für Kinder

Biblische Geschichte: »Die Tabe Noahs« – für Kinder erzählt und wunderschön illustriert von Pippo Scudero, Margherita Sgarlata und Riccardo Francaviglia (Bohem Press, 32 S., geb., 12,90 €).

Zen-Buddhismus und Tee-Zeremonie, Ikebana und Sumo-Ringer: »Wir leben in Japan« von Alexandre Messager aus der Reihe »Kinder der Welt« führt nach Tokyo, Kyoto, Hiroshima (Knesebeck, 48 S., geb., 11,95 €).

Meisterwerke und ihre Schöpfer: »Eine kurze Geschichte der Musik« – Christiane Tewinkel schlägt den Bogen von der Antike bis heute, erzählt von singenden Mönchen, Königen, Wunderkindern und schönen Musen (DuMont, 250 S., geb., 14,90 €).

Richtig schön gruslig: »Bei Einbruch der Nacht« von Marcus Sedgwick über einen verrückten Kaiser, der nach dem Rezept der Unsterblichkeit sucht, und einen Zauberlehrling, der allerhand Bewährungsproben zu bestehen hat (dtrv, 252 S., brosch., 7,95 €).

## Die Stadt Glück

Von Irmtraud Gutsche

Gewiss, Alexander Kostinskij Bilder sehen aus wie von Chagall inspiriert. Sein Buch handelt ja auch dort, wo Chagall aufgewachsen ist – in einem Shtetl, allerdings nicht einem weißrussischen, sondern einem ukrainischen. Und der Junge, als den er sich in seine Geschichten hinein-denkt, wird Mojschele genannt. Auch Mark Chagall hieß eigentlich Moische und war stark von seinem ärmlichen jüdischen Elternhaus im Geist der Chassidim geprägt.

Dieses Buch aufschlagend, wissen wir: Es handelt in einer Welt, die es nicht mehr gibt. Die Ukraine war einst eines der Hauptverbreitungsgebiete der jiddischen Sprache und Kultur. Dass es nicht mehr so ist, haben die deutschen Okkupanten auf dem Gewissen. Alexander Kostinskij erspart es sich, daran mahnend zu erinnern. Er geht davon aus, dass es jedem hierzulande gegenwärtig ist. So weckt er – hintergründig – auch Trauer. Trauer über etwas für immer Verlorenes.

Aber zuerst einmal soll – im Sinne der chassidischen Lehre – die Freude regieren, durch mancherlei Geschichten und Legenden der Weisheit teilhaftig zu werden. »Gott ist fern, der Rabbi ist auch weit, aber Josef, der wohnt direkt nebenan.« Josef Apfelbaum, Mojscheles Großvater, ist sozusagen ein »Gerechter«, ein Zaddik, obwohl er nur Schneider ist und sich selber manchmal einen alten zerstreuten Esel schimpft. Überhaupt konnte er furchtbar traurig sein oder unglaublich fröhlich. »Über Kleinigkeiten konnte er in Entzücken ausbrechen, Dingen hingehen, die für andere Leute wichtig und ernst waren, maß er keinerlei Bedeutung bei.« Klar, dass die Großmutter

deshalb mitunter schimpfte und seufzte, aber eigentlich liebte sie ihn so, wie er war.

Wenn das Tagwerk getan ist und abends die Lampe angezündet wird, sitzen die drei also zusammen. Der Großvater erzählt und stellt manchmal listige Fragen, Großmutter und Enkel hören zu. Die Märchen fliegen zum Großvater durch die Löcher in seiner Kappe, weshalb er auf seine Frau nicht hört, dass ein Schneider unmöglich mit einer löchrigen Kappe herumlaufen kann. Manchmal träumt er auch ganz merkwürdige Sachen und lässt sich nicht einreden, dass es Unsinn sei. Denn Träume, das weiß er bald durch eine fantastische Geschichte zu belegen, haben ihr Wahres, und über mancherlei Ecken können die seltsamsten Prophezeiungen in Erfüllung gehen. Wenn man daran glaubt – das ist die Voraussetzung.

Da geht ein armer Mann doch tatsächlich nach Odesa, um dort die Wellen zu zählen, obwohl er eigentlich Geld verdienen müsste für Frau und Kinder, doch siehe: Am Ende findet er einen Schatz. Ein anderer vermag seinen Hut nicht abzunehmen, weil Vögel darauf ihr Nest gebaut haben. Da zieht seine Frau mit ihm weg aus der Stadt, wo man sie für »meschugge« hält. Was eigentlich »meschugge« heißt, wo denn die Grenze verläuft zwischen normal und unnormal, fragt Großvater Jakob. »Ein normaler Mensch ist jemand, der lebt, denkt und handelt wie alle anderen, wie die Mehrheit«, meint die Großmutter. Worauf ihr Mann wohl nur gewartet hat, um voller Begeisterung die »seltsamen, ungewöhnlichen« Charaktere zu verteidigen, derer er selbst einer ist.

Es sind ostjüdische Geschichten von der Art, wie sie sich schon den frühkapitalistischen Verhältnissen entgegenstellten, ein Wertesystem behaupteten, in dem Zusam-



menhalt und Rechtschaffenheit mehr galten als Reichtum. Eine romantische Herausforderung natürlich, auch was heutige Gegebenheiten

betrifft. Wobei Alexander Kostinskij die Grenze zwischen Realität und Märchen deutlicher bewusst sein dürfte als den chassidischen Er-

zählern von einst. Zugleich erkennt er diese Grenze als durchlässig – für gute Gedanken und den Schabernack. Wie letzterer den Regen ver-

treibt, auch dazu fiel dem Autor Erstaunliches ein.

Dabei ist Alexander Kostinskij 1946 in Kiew geboren. Er schreibt nicht jiddisch, sondern russisch und lebt seit 1992 in München. Ob seinen Texten und Bildern deshalb der Nährboden fehle, könnte man fragen, müsste sich aber beim Lesen und Betrachten seiner Bücher selbst die Antwort geben: Sie wachsen aus einer geistigen Welt, die sich dieser Künstler in der Gegenwart zur realen macht. Eine Art Magie: Das von ihm Erträumte soll in die Vorstellungswelt der Leser eindringen, sie besser machen. Er selbst hat nie so vertraut mit seinem Großvater zusammensitzen können wie sein Ich-Erzähler Mojschele. »In der Realität habe ich meine Großeltern niemals gesehen«, schreibt er im Vorwort, »sie sind im Krieg geblieben ...« Nun also erweckt er sie wieder zum Leben so, wie er es sich wünschen würde.

Ein Universum aus Geborgenheit, Liebe, Verständnis wird behauptet. Er nennt es »die Stadt Glück« und siedelt dort seine Geschichten an. Die Bewohner dieser Stadt, waren klug und freundlich. Beinahe allerdings wären sie der List des Schwarzen Königs erlegen, der die Stadt besiegen wollte. Einer nach dem anderen tauschten sie ihre unerfüllbaren Träume gegen reale Möglichkeiten ein. Nur Eine widerstand: Anna, die schon viele Jahre auf ihren Geliebten wartete, von dem alle sagten, dass er im Meer ertrunken sei. Sie glaubte es nicht, ließ sich nicht einmal mit dem Versprechen ewiger Jugend überreden. Dadurch wurde die Stadt gerettet. Aber das ist eine Geschichte für sich ...

Alexander Kostinskij:  *Davids Träume. Aus dem Russischen von Rosemarie Kunsich und Ganna-Maria Braungardt. Mit Bildern des Autors. Verlag St. Michaelsbund. 128 S., Leinen, 19 €.*